

Inhalt

Breslauer Kindheit	7
Marburger Erinnerungen	14
Studentenjahre	14
Niemandsjahre	30
Dozentenjahre	44
Paul Natorp 60 — Max Scheler 69 — Oskar Schürer 80 — Max Kommerell 93	
Leipzig	111
Ängste	111
Illusionen	122
Frankfurter Zwischenspiel	139
Karl Reinhardt 151 — Hans Lipps 161	
Heidelberg	166
Karl Jaspers 199 — Martin Heidegger 210	
Gerhard Krüger 222 — Karl Löwith 231	
Personenregister	241

Breslauer Kindheit

Ein Kind dieses Jahrhundertanfangs, das sich am Beginn des letzten Viertels dieses Jahrhunderts seinen Erinnerungen zuwendet, ein Professorensohn und später selber ein Professor, was soll er erzählen? Wie es damals war? Aber was davon? Gewiß nicht einfach das, was in seiner Erinnerung alles aufblitzt, von frühester Kindheit an: das rote Rund eines Edamer Käses, ein sich drehendes Windrad vor dem Fenster der Afföllerstraße in Marburg, die Feuerwehr, die von schweren Hengsten gezogen die Schuhbrücke in Breslau entlangdonnert – Früherinnerungen sind von einer aller Mittelbarkeit spotenden Intimität und Belanglosigkeit. Eher schon interessieren den Menschen von heute Ersterinnerungen, in denen sich die Fortschritte der technischen Zivilisation eingezeichnet haben: der Übergang vom Gaslicht zum elektrischen Licht, die ersten Autos – welch erdbebengleiches Gerüttel –, später während des ersten Weltkrieges durfte ich einmal mit einem Onkel, der einen Armeewagen hatte, mitfahren, ein Stück lang sogar mit hundert Kilometern, atemberaubend! Das erste Kino, das erste Telefon im Elternhause mit seiner rührenden Drehkurbel – Nr. 7756 – warum man so etwas noch weiß?, das erste eigene Zweirad – Dreiräder auch für Erwachsene sah man noch oft –, der erste Zeppelin über Breslau, die Nachricht von dem Untergang der Titanic, die von dem, was ich von den elterlichen Tischgesprächen auffing, mich doch stärker beschäftigte als die Balkankriege, „wenn hinten tief in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“. Schließlich der Ausbruch des

ersten Weltkrieges, mein jugenhaft begeisterter Eifer und der mir höchst sonderbare Ernst meines Vaters. Einen tiefen Eindruck machte mir eine Tischszene. Als mein Vater auseinandersetzte, daß die Todesopfer beim Untergang der Titanic „wie ein großes Dorf“ seien, wehrte ich diesen Vergleich verächtlich ab: „Ach, die paar Bauern“. Ich mußte mich bei dem servierenden Dienstmädchen, das natürlich vom Lande war, entschuldigen – eine Lehre, die ich nie vergaß.

Ein Hauch der militärstaatlichen Tradition Preußens hat mich als Kind auch angeweht. In den Sommerferien in Misdroy war ich alljährlich als eifriger Soldat und Strategie in einer „Strandkompanie“ tätig, der Generalstabsoffiziere ihre Manöveraufgaben stellten. Überhaupt war ich damals, seit 1912, vor allem ‚strategisch‘ interessiert, in kindlicher Aneignung der napoleonischen Feldherrnkunst und der damals die Zeitungen füllenden militärischen Studien über die Befreiungskriege. Man sagte mir eine Offizierslaufbahn voraus – bis mich die Träume der Innerlichkeit, Dichtung und Theater davon abzogen.

Ganz kindlich war auch noch meine Anteilnahme an der 1913 zur Erinnerung an die ‚Befreiungskriege‘ in Breslau veranstalteten Hunderttausendausstellung – für den Dreizehnjährigen in erster Linie ein patriotischer Bestätigungsstolz. Eine besondere Genugtuung war es mir, daß ein Stück aus unserem alten Garten, eine Sandsteinurne klassizistischen Stils, damals im Ausstellungsgelände Aufstellung fand. Unvergessen ist auch, wie ich auf dem benachbarten Rummelplatz das erste in Kokosfett gebackene Gebäck kennenlernte – ein Stück deutscher Kolonialpropaganda. So etwas wie Kokosfett war für das damalige, in Butter und Eiern schwimmende reiche Schlesien neu, seltsam, ja: verrückt.

Eine andere von langsam sich verschlingenden Weltlinien, die einen formen, war die Schule. Vom Schulmeister alten Schlages, der zwar nicht mehr richtig prügelte, aber unaufmerksamen Kindern ein Kreidestück an den Kopf warf und „Kopfnüsse“ liebte, über die wundervollen Spiele des Lernens

fremder Sprachen, die oft so sonderbaren Lehrgestalten mit ihren Ticks, Redensarten und besonders mit ihren schwachen Punkten.

Tief berührte mich die erste Trauerfeier für den ersten im Krieg gefallenen Lehrer, weil dabei den Direx, diesen gefürchteten Mann, die Rührung übermannte. Andere erste Rätselhaftigkeiten begegneten, die eigenes Nachdenken anlockten, z. B. die Uneinigkeit zweier Lehrer, ob die Religion aus der Furcht entsprungen sei. Der Schneid des hartgesottenen Aufklärers, der diese These vertrat, imponierte mir mehr als der etwas bigotte Gegenspieler, der ohnehin durch seinen frömelnden Griechischunterricht vieles verdarb. Dann näherte sich der Krieg auch unseren Jahrgängen. Die letzten Schulklassen schmolzen durch mehr und mehr Einberufungen zusammen. Todesnachrichten kamen aus dem Felde. Es waren Hungerjahre. Krieg und Revolution, Abitur und Studienbeginn — das war alles noch wie vom Lebenstraum umfängen.

Als ich die Schule verliess und mein Studium begann, im Frühjahr 1918, war ich 18 Jahre, alles andere als frühreif, ein schüchterner, unbeholfener, in sich gekehrter Bursche. Nichts deutete auf die ‚Philosophie‘ — ich liebte Shakespeare und die griechischen wie die deutschen Klassiker und insbesondere Lyrik, aber ich habe während meiner Schulzeit weder Schopenhauer noch Nietzsche gelesen.

Breslau in den Kriegsjahren war ein ruhiger Platz, Provinz in fast altväterischem Sinne, preußischer als Preußen, und weitab von den Fronten.

Mein Vater war pharmazeutischer Chemiker, ein bedeutender Forscher, eine selbstbewußte, leistungsstolze, energisch-tüchtige Persönlichkeit, ein Mann, der die autoritäre Kindererziehung schlechtesten Art und bester Absicht recht drastisch verkörperte. Er war mit Leib und Seele Naturwissenschaftler, hatte aber weitgespannte Interessen. Ich erinnere mich, daß ich einmal während des Krieges aus seinem Institut für einen Vortrag, den er zu Hause in einem Kränzchen hielt, ein Drahtgestell abholen mußte, das Bohrsche Atommodell von 1913.

Ein andermal mußte ich ihm eine französisch geschriebene Arbeit eines Chemikers referieren, über Theorie der Benzol-Ringe, soweit ich mich erinnere. Er konnte nämlich kein Französisch. Dafür war er mir aber im Zitieren von Horaz weit überlegen. So weit war auch in meiner Jugend die alte „Lernschule“ schon verfallen. Meine Neigungen zu Literatur und Theater und überhaupt zu den brotlosen Künsten mißbilligte er von Herzen. Ich war mir selber keineswegs klar, was ich studieren sollte. Nur, daß es ‚Geisteswissenschaften‘ sein würden, stand außer Frage.

Wenn man als schüchterner Achtzehnjähriger begann, sich ganz auf eigene Faust im Studium umzuschauen, war man zunächst recht hilflos — und zersplitterte sich rettungslos. Germanistik (Th. Siebs) und Romanistik (A. Hilka), Geschichte (Holtzmann, Ziekursch) und Kunstgeschichte (Patzak) und Musikwissenschaft (Max Schneider), Sanskrit (O. Schrader), Islamistik (Praetorius), an allem naschte ich herum. Leider nicht an der klassischen Philologie. Die Einwirkung der Schule war da allzuwenig werbend gewesen. Dabei war Wilhelm Kroll, ein blendender und witziger Erzähler, den ich sehr bewunderte, ein Freund meiner Eltern. Er interessierte sich für mich und hat — ebenso wie Jahre später der Physiker Clemens Schaefer, der selber ein halber Philologe war — gegen meinen Vater meine Interessenrichtung verteidigt.

Am kürzesten hielt mich die Psychologie. Das kam so: ich stellte mir voller Eifer und Neugier meinen Studienplan nach dem Vorlesungsverzeichnis planmäßig zusammen. ‚Planmäßig‘ hieß: so viel wie möglich. Es hieß auch: so früh wie möglich. Und so war ich eines frühen Aprilmorgens 1918 um 7 Uhr — ich war ein unterernährter Großstadtjunge, den man bei den Soldaten noch nicht brauchen konnte — in einem Psychologiekolleg. Das dachte ich mir interessant. Mir schwebte dabei Shakespeares und Dostojewskijs tiefe Menschenkenntnis vor. Herein kam, im schwarzen Habit — offenbar eines katholischen Priesters — und in ein Auditorium, wo ganze Bankreihen mit ähnlichen Schwarzröcken bestückt waren, ein Pro-

fessor, der mit großer Beredsamkeit in einer mir unverständlichen Sprache — es war schwäbisch — einherredete. Ich hörte immer vom Kemir und brauchte lange, bis ich erriet, daß das ‚Chemiker‘ heißen sollte. Nun, nach einigen Stunden führte der Professor einige kinderpsychologische Beobachtungen W. Sterns vor. Es kam mir komisch vor, was er da erzählte. Ich faßte mir ein Herz und fragte den Professor nach der Stunde, ob die Sache nicht umgekehrt sei, als er sie erklärt hatte. Er stutzte, sah sich die Zeichnungen noch einmal an und sagte: „Ach ja, Sie haben recht!“ Das ging mir nun doch zu weit, daß ich als Achtzehnjähriger einen Professor belehren sollte, und blieb weg. Der Professor war der treffliche Erforscher der Philosophie des Mittelalters, Matthias Baumgartner, der aus Konkordatsgründen für die angehenden Priester ‚Psychologie‘ lesen mußte, von der er nichts verstand.

Die Emanzipation vom Elternhause kam durch das Buch eines mäßigen Literaten: Theodor Lessings ‚Europa und Asien‘ — eine ganz schwungvolle, sarkastische Kulturkritik, die mich umwarf. Es gab also noch etwas anderes in der Welt als preußische Tüchtigkeit, Leistung, Disziplin. Später sollte ich, auf einem höheren Niveau, diese erste eigene Orientierung vertiefen, als ich im Umkreis des Dichters Stefan George ähnlichen kulturkritischen Tönen begegnete. Natürlich stellte die Ablösung von der Wertewelt meiner Erziehung auch eine politische Neuorientierung dar. Das war schon durch die Widerspruchslust dieser Jahre gefordert. Vertreter der sozialdemokratischen, demokratischen und konservativen Partei — heute vergessene Namen, damals von Klang — bedeuteten mir vor allem die Begegnung mit der politischen Redekunst und mit demokratischen republikanischen Ideen, die Schule und Elternhaus fremd gewesen waren. Wie weit die frühe Prägung durch das Elternhaus gleichwohl weiterhin wirksam blieb, kann man sich fragen. Bezeichnend, daß ich eines Tages — noch als Primaner — Thomas Manns Betrachtungen eines Unpolitischen in die Hände bekam, die ich großartig fand. Wenig später weckte in ähnlicher Richtung der zweite Teil

von Kierkegaards Entweder-Oder in mir die Sympathien für den Assessor Wilhelm und, ahnungslos, für geschichtliche Kontinuität. Heute würde ich sagen: Hegel blieb über Kierkegaard siegreich.

Das erste philosophische Buch, das ich als Student aufnahm, war Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘, im Reclamtext (Kehrbach). Das gab es in der Bibliothek meines Vaters. Zu seiner Zeit hatte man nämlich noch, wenn man seinen Dr. phil. machte, auch als Naturwissenschaftler ein kleines Examen philosophicum im Rigorosum zu überstehen, und dafür hatte er sich – in Marburg – natürlich auf Kant einpauken lassen. (Sein Einpauker war der junge Albert Görland gewesen.) So las ich als erstes Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘ – während der ersten akademischen Ferien des Achtzehnjährigen. Wenn mich meine Erinnerung nicht gänzlich trügt, habe ich das Buch zwar bebrütet, aber es schlüpfte auch nicht der geringste verstandene Gedanke heraus.

Auch stand ich mit der UB nicht auf gutem Fuß. Eines Tages hatte ich mir, schüchtern wie ich war, ein Herz gefaßt und als 1. Semester ein empfohlenes Buch, Cassirers ‚Freiheit und Form‘, in der UB bestellt. Als ich am nächsten Tag nachfragte, warf mir der mürrische, einarmige Leihstellenverwalter wortlos meinen Leihzettel wieder hin, mit einer mir rätselhaften Null verziert – es genügte mir zur endgültigen Verschreckung.

Doch blieb ich bei den Philosophen. Nicht allzu lange bei dem pathetischen Laienprediger Eugen Kühnemann, der mit prachtvoll tönender Stimme und fulminanter Rhetorik mich in die Geheimnisse des ‚logischen Quadrats‘ einführte. Bei ihm ging es mir wie Sokrates bei dem rhetorischen Pomp des Protagoras. Es klang zu schön. Ich wurde betäubt, aber nicht belehrt. Anders war der geschliffene Vortrag von Richard Hönigswald und die gewundenen Argumentationsketten von Julius Guttmann. – Alle drei waren Neukantianer. Als drittes Semester wurde ich ausnahmsweise in Hönigswalds vorzüglich geleitetes Seminar zugelassen. Ich erinnere mich noch heute, worum es ging und wie ich mich ‚auszeichnete‘: mir

leuchtete nicht ein, warum die Beziehung zwischen Bedeutung und Wort eine andere sein sollte als die zwischen Bedeutung und Zeichen. Mit diesem ersten Eindringen in die Philosophie waren die Weichen gestellt. Sie wiesen nach Marburg.

Marburger Erinnerungen

Studentenjahre

Als etwa im Jahre 1930 der Romanist Leo Spitzer der Berufung von Marburg nach Köln folgte und ein Abschiedsfest aus diesem Anlaß gab, hielt er eine Rede über die Frage: „Was ist Marburg?“ Ich erinnere mich gut, wie er eine Reihe von Institutionen und Namen nannte und von ihnen sagte — einige waren daraufhin beleidigt —: „Das alles ist nicht Marburg“, und daß der erste Name, von dem er sagte: „Das ist Marburg“ der Name von Rudolf Bultmann war. In der Tat, wenn ich rückblickend auf die zwanziger Jahre sagen soll, was Marburg damals war, würde der Name Bultmann nicht fehlen — und es würden für mich einige andere Namen, und zum Teil ältere, neben den seinen treten. Wer als junger Mann mit philosophischen Interessen damals nach Marburg ging, meinte die Marburger Schule. Hermann Cohen hatte zwar Marburg nach seiner Emeritierung verlassen und war 1918 gestorben, aber Paul Natorp lehrte dort und Jüngere neben ihm, wie Nicolai Hartmann und Heinz Heimsoeth. Indessen, das Jahr 1919 und die folgenden Jahre waren nicht Jahre der beruhigten Fortsetzung von Schultraditionen. Der Zusammenbruch des Kaiserreichs, die Gründung der neuen Republik und die Schwäche dieser Weimarer Republik bildeten den Hintergrund für eine geradezu wilde Orientierungsnot, in der sich die damalige Jugend befand. Selbst in der Erinnerung ist es noch schwer, sich zu orientieren. Deutschland war damals der Demokratie so wenig gewachsen wie die Welt heute ihrer eigenen technischen Perfektion.

Ich selbst kam aus Schlesien, einem der militärstaatlichen Kronländer des Deutschen Reichs, mit der in der Jugend üblichen Opposition gegen Thron und Altar und mit der besonderen Hypothek, daß meine Interessen und Ansichten nicht nur von der nationalliberalen Tradition meines Elternhauses abwichen, sondern vor allem von der tief eingewurzelten Überzeugung meines Vaters, daß die Naturwissenschaften die einzig redlichen Wissenschaften darstellten. Er hatte versucht, mich für seine eigene Überzeugung zu gewinnen, aber sah mich bald mich mit den „Schwätzprofessoren“ einlassen. Ja, das war auch so.

Die kühnsten und freiesten Ideen wurden im Kreise um Richard Hamann, den Kunsthistoriker, diskutiert. Richard Hamann fing damals an, seine große Fotografiesammlung der französischen Kathedralen, die er vor dem Kriege angelegt hatte, aufzuarbeiten, und manche der Fotos dieses später berühmt gewordenen Marburger Bildarchivs tragen die ungelenke Beschriftung von meiner eigenen Hand. Hamann war ein genialer Ausnutzer menschlicher Arbeitskraft. Seine Exkursionen waren gefürchtet, weil er von allen Teilnehmern soviel verlangte wie von sich selbst. Im Kreise um Hamann fand ich meinen ersten Freund, Oskar Schürer, damals bekannt als ein Angehöriger der expressionistischen Dichtergeneration des Kurt Wolff-Verlags. Bei Hamann gingen immer viele Besucher aus und ein – ich erinnere mich der schwermassigen Figur Theodor Däublers bei ihm begegnet zu sein. Aber selbstverständlich fehlten in seinem Umkreis nicht die marxistischen Intellektuellen – soweit es solche im damaligen kleinbürgerlichen Marburg überhaupt gab. Hamann liebte alles, was ein beruhigtes Bürgertum reizen und schockieren konnte. Er strahlte, als in der Stadthalle eines Tages Georg Kaisers ‚Gas‘ aufgeführt wurde, von einer jener Sommertruppen, die damals, als es noch keine Zwölfmonatsverträge gab, den Schauspielern in der Sommerzeit Arbeit gewährten. Er freute sich, wenn seine Kunstaustellungen auf den erbitterten Widerstand der Bürger stießen. So war er eine Art Begriff, und ich

erinnere mich, als ich mich einmal von einem Philologen in meinem Studium beraten ließ und er völlig ungeniert sagte: „Ja, so; das und das sollte ich tun und nicht immerfort zu Hamann laufen.“ Er riet mir vor allem, bei Stengel Urkundenlehre zu treiben – und das hab ich auch mit Gewinn getan. Aber zu Hamann lief ich trotzdem. Gewiß, Hamann war ein höchst unbürgerlicher Geist. Von hoher Intelligenz und echter Souveränität, war er ein überzeugter Anwalt der heraufkommenden Sachkultur gegen die Personalkultur von früher, und doch übte er seine stärkste Wirkung etwa in seinem Rembrandtkolleg. Der Impressionismus in Leben und Kunst, den der junge Hamann (1907) beschrieben hatte, eine Analyse im Geiste Georg Simmels, lag zwar hinter ihm. Aber noch der ‚Gesamtverlauf der abendländischen Kunstgeschichte‘, seine sogenannte ‚Kilometervorlesung‘, in der er mit rasender Sprechgeschwindigkeit Foto um Foto kommentierte, war die Leistung eines geborenen Soziologen, der eher neue Zusammenhänge sehen lehrte, als daß er bei dem einzelnen Werke zu verweilen anhielt.

Bald trat noch eine andere Gruppe in Erscheinung, deren vehemente Kulturkritik dem Zeitgeist Paroli bot. Ihr Mittelpunkt war Friedrich Wolters, ein naher Freund Stefan Georges. Er war Wirtschaftshistoriker, und Mittwoch nachmittags von 16–17 Uhr geißelte er in wohlgerundeten Perioden die Kulturbarbarei des 19. Jahrhunderts. Später habe ich auch an seinen Seminaren teilgenommen, die eher anmutvolle Würde als Schärfe der Fragestellung auszeichnete, und traf dort die ganze Reihe älterer und jüngerer Freunde von Wolters, Walter Elze, den späteren Militärhistoriker, Carl Petersen, mit dem zusammen Friedrich Wolters manche literarische Unternehmung ausführte, die Brüder von den Steinen, Walter Tritsch, Rudolf Fahrner, Ewald Volhard, Hans Anton und schließlich Max Kommerell, der später in Marburg wenige kostbare Jahre lehren sollte. — Es war ein Kreis von jungen Leuten, der so etwas wie eine Kirche bildete: extra ecclesiam nulla salus. Ich selbst stand außerhalb, ein wenig als ‚intellektuell‘ verschrien

und den Jüngeren, wie ich später hörte, verboten — was nicht hinderte, daß Hans Anton mich manchmal in dunkler Nacht besuchte oder empfing und daß er mir später, Jahre später, den Freund Kommerell ins Haus sandte und damit eine neue produktive Freundschaft zwischen Max Kommerell und mir stiftete.

Wolters trug wunderschöne Samtjacken und eine prächtige Uhrkette wie ein mittelalterlicher Bankier und unterhielt mit mir sehr freundliche Beziehungen. Als ich im Jahre 1922 an Kinderlähmung erkrankte und streng isoliert wurde, gehörte er zu den ersten, die es trotzdem unternahmen, mich zu besuchen. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit ihm, in dem ich, der ihm gewiß in mancher Hinsicht wegen meiner philosophischen Interessen und auch wegen einer höchstwahrscheinlich unverständlichen Redeweise verdächtig war, unter dem Eindruck einer Vorlesung von Natorp etwas über die Kategorie der Individualität sagte. Wolters hub warnend seinen Finger: „Individualität — davor müssen Sie sich hüten!“ Ich antwortete: „Nein, Individualität“. Darauf Wolters: „Ach so, das ist etwas anderes“ — mir war völlig klar, daß das gar nichts anderes war, daß er aber nicht wußte, was es war. Immerhin, was aus ihm sprach, war für mich eine beständige Herausforderung: die Werttafeln des George-Kreises verkörperten in einer sich atomisierenden Gesellschaft ein korporatives Bewußtsein auf hoher geistiger Ebene, das einen reizen mußte, dem man aber um seiner Geschlossenheit und Selbstsicherheit willen seine Bewunderung nicht ganz versagen konnte. Dabei wurde der Dichter Stefan George immer mächtiger in mir, insbesondere nachdem ich durch Oskar Schürer — nicht durch das Studium der Literaturwissenschaft — tiefer in die Welt der Dichtung eingeführt wurde und Ernst Robert Curtius mir für das einzigartige Melos dieser Verse das Ohr geöffnet hatte. Dem Dichter selbst bin ich nur ein einziges Mal am Barfüßertor begegnet und schlug befangen die Augen nieder, betroffen von der Ewigkeitslinie dieses Profils.

Aber natürlich, viel war an mir nicht zu retten — ich war ein junger „Philosoph“ und war im Philosophischen Seminar bald zu Hause. Das war damals noch am Plan untergebracht, und wenn ich, ein Kind der Ebene — meine Jugend hatte ich in Breslau verbracht —, am frühen Morgen vom Marbacher Weg, wo mein damaliges Elternhaus stand, über den Dammelsberg ins Seminar von Natorp eilte, von der aufgehenden Sonne begrüßt und noch halbtrunken vom Schlaf, erwarteten einen die großen, weitaufgerissenen Augen des eisgrauen kleinen Mannes, der mit leiser und dünner Stimme eine Diskussion leitete, die keine war. Weit größeren Eindruck als Natorp machte damals dem Neunzehnjährigen der „Senior“ des Seminars, ein recht korpulenter junger Mann von gewiß schon dreißig Jahren, der sich väterlich zu dem Anfänger herabließ und dessen Würde dadurch zum Ausdruck kam, daß er als Verwalter der Seminarbibliothek den einzigen Raum, aus dem das Seminar bestand, nicht zu derselben Tür betrat wie wir alle, sondern mit lautem Schlüsselgeklapper eine zweite, der Stirnseite des Hufeisentisches näherstehende Tür benutzte, zu der auch der Professor hereinkam. Später zogen wir dann in das vordem Theologische Seminar im alten Universitätsgebäude um, das den Ausblick auf den Hühnerstall des Kastellan Groß bot, und dort vor allem wurde ich in die Philosophie eingeführt, von Paul Natorp, Nicolai Hartmann und später von Martin Heidegger.

Im übrigen machte Natorp zuweilen durch den künstlerischen Schwung seines Vortrags tiefen Eindruck auf mich. Ich erinnere mich einer Rede über Dostojewski und einer Rede über Beethoven, die dadurch ihre Besonderheit hatten, daß in dem Hörsaal 10, in dem sie stattfanden, plötzlich das Licht ausging und Natorp mit einer Kerze seinen schriftlich vorbereiteten Text weiterlas. So etwas war damals gar nicht selten. Diese Stromunterbrechungen hingen mit den Umschaltungen zusammen, die die gerade vollendete Eder-Talsperre in das allgemeine Stromnetz einschalteten. Aber für Natorps Wesen und Wirkung war es symbolisch, wie dank dem Ausfall

des alle verbindenden Lichtes die mystische Kerze seinen einsamen Meditationen leuchtete. Ich habe bei Natorp noch meinen Doktor gemacht. Er war ein wunderbarer Schweiger. In seiner Gegenwart fiel einem, wenn man nichts zu sagen hatte, nichts ein, und so schwiegen wir meist beide. Aber er lud manchmal sonntags einen Kreis in sein Haus ein und las dort Dichtungen, vor allem Dramen von Rabindranath Tagore, deren mystischer Tiefsinn mich oft ganz erfüllte. Einige Jahre später kam Tagore einmal zu Besuch zu Natorp, und ich erinnere mich der Universitätsfeier, die gerade stattfand, und in der in der Ehrenreihe neben dem trefflichen Universitätskurator von Hülsen und dem Rektor Rabindranath Tagore und Paul Natorp nebeneinander saßen. Was für ein Kontrast! Bei welcher Ähnlichkeit! Zwei nach innen gewandte Gesichter, beide ehrwürdige alte Männer mit grauem Bart, sich von allem ringsherum abhebend, beides gewiß Menschen von einer tiefen Innerlichkeit und überzeugenden Ausstrahlung. Und doch, wie wirkte der große Gelehrte und scharfe Methodologe Natorp dünn und schwächling neben der felsigen Größe von Tagores Antlitz und Erscheinung, einer Herrngestalt aus einer anderen Welt.

Meine Bekanntschaft und geduldige Anbetung des oben genannten und geschilderten ‚Seniors‘ des Seminars führte dazu, daß ich nach der Promotion dieses Herrn, der mittlerweile, glaube ich, ein guter Dreißiger geworden war, offenkundig auf seinen Vorschlag sein Nachfolger als ‚Senior‘ des Seminars wurde. *Canis a non canendo*: ich war gerade zwanzig Jahre alt. Ich hatte nun auch das große Schlüsselbund und insbesondere den ungehinderten Zugang zu den Neuerscheinungen, die bei der schleppenden Verwaltung, die ich der Bibliothek angedeihen ließ, lange auf meinem Schreibtisch oder in meinem Verwaltungsschrank ruhten. Später führte das noch zu recht unliebsamen Zwischenfällen. Da begannen nämlich plötzlich, das war schon im Jahre 1924, Bücher zu verschwinden, in rauhen Mengen, und als schließlich auch aus meinem Verwaltungsschrank eine neu angeschaffte Thomas-Ausgabe